

Maike Maja Nowak
Wanja und die wilden Hunde

mosaik

Maike Maja Nowak

Wanja

und die wilden Hunde

Mein Leben in fünf Jahreszeiten

mosaik



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munken Premium Cream liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
Originalausgabe Februar 2012
© Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design
Umschlagfotos: knut koops photography, Berlin
Autorenfoto Rückseite: privat
Redaktion: Manuela Knetsch
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
MK · Herstellung ICH
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-39213-1

www.mosaik-goldmann.de

Inhalt

Vorwort.....	9
Prolog – Wie ich nach Lipowka kam	13
Frühling	
Wanja	37
Anton	61
Bambino	67
Husar	82
Laska	85
Grenzen setzen	93
Alma	110
Felix	117
Milyi	126
Baba	130
Vertrauen	134
Sommer	
Hitze	143
Gemeinsame Spiele	152
Die Künstler kommen	159
Husar und die innere Uhr	165
Aufgaben	168
Auf der Jagd	173
Das Schwein	176

Der Tag, an dem Baba Lubas Haus erzitterte	180
Milyis Schatz	187
Der Neue	189
Der Kampf.....	193
Anders	198
Unterwegs	200
Festessen	210
Wo ist Baba?	213
Die Überraschung	216
Geselligkeit	219
Die Post ist da!	222

Herbst

Die Blätter fallen	224
Endlich ein Held	228

Winter

Milyi und die Liebe.....	236
Deutsche Medizin.....	243
Bambinos Reise.....	251
Kälte.....	256

Frühling

Erwachen.....	262
Viktor und das Leben	266
Der Neuanfang.....	276

Epilog

Kleine Hundekunde	294
-------------------------	-----

Für Viktor
und meine russischen Hunde

Vorwort

Dies sollte ein Buch werden über ein Rudel von zehn russischen Hunden und wie diese – mit nur geringem menschlichem Einfluss auf ihr Verhalten – ihrer Natur entsprechend zusammenlebten.

Ein Buch über sechsendachtzig russische Bauern, die im hohen Alter und abgeschnitten vom Rest der Welt in einem Dorf wohnen – und welche Formen sie fanden, um dort gemeinsam zu überleben.

Ich wollte das Buch mit leichter Hand schreiben, so leicht, wie meine Erinnerungen an das Hunderudel und das russische Dorf gewesen waren, die ich seit vielen Jahren in mir getragen und bei Bedarf hervorgeholt hatte wie eine Sauerstoffmaske bei Smog.

Als ich zu schreiben begann, mit leichter Hand und großer Freude, begegneten mir plötzlich Gespenster, mit denen ich nicht (mehr) gerechnet hatte. Ich schob sie beiseite, denn meiner Meinung nach gehörten sie nicht in ein Buch über Hunde und Bauern.

Doch sie kamen wieder.

Ich vermutete, ihr Auftauchen hinge mit meinem Umzug in ein Haus am Waldrand zusammen und damit, dass ich mich noch fremd fühlte an diesem Ort.

Ich kaufte mir für den Garten eine kleine mongolische Jurte aus Filz, die wunderbar nach Schafwolle roch und in der mich wieder jenes Gefühl von Einfachheit und Natürlichkeit überkam, das mich an den Schauplatz des Buches erinnerte. Tatsächlich gelang es mir in dieser »Höhle« mit dem Schreiben fortzufahren.

Dann begann es zu regnen. Tage. Wochen. Die Jurte faulte. Meine Schreibhöhle stank und musste abgebaut werden. Ich fühlte mich obdachlos – auf emotionaler Ebene. Ich versuchte, in meinem neuen Haus weiterzuschreiben. Die Gespenster kamen verstärkt zu Besuch. Erinnerungsfetzen. Bilder. Gefühle, die mich wie aus dem Nichts überfielen.

Nach zwei Wochen begann ich, die inzwischen getrocknete Jurte wieder aufzubauen. Kurze Zeit später lebten Fliegenvölker darin, die ihre Eier im Filz ablegten. Ich sprühte meine Höhle mit Gift ein. Nach einer Woche wagte ich es wieder, die Jurte zu betreten, und schrieb weiter.

Ein Unglücksfall geschah. Ein Unglücksfall mit Todesfolge.

Der Verlust meines Gefährten sprengte etwas in mir. Meine Fassade, mein Gefühl von Sicherheit und Kontrolle, gingen zu Bruch. Erst jetzt begann ich, MEIN Buch zu schreiben. Die Gespenster, die mich aufsuchten, fanden nun Platz darin. Als ich anfang, ihnen die Hand zu reichen, wurden sie freundlicher und ließen auch alles andere mit in das Buch hinein – Unbeschwertheit, Freude, Fülle, Humor und Liebe. So ist es nun nicht nur eine Geschichte über Hunde

und Bauern geworden, sondern auch ein Buch darüber, wie diese mich zurück ins Leben brachten.

Das Buch ist aufgebaut nach fünf Jahreszeiten. Ich habe mich dafür entschieden, weil mein ganzes Leben nach diesem Muster verlief. Immer wieder begann, lebte, verging und endete etwas, um Neuem Platz zu machen, das überhaupt erst auf dem Boden des Alten entstehen konnte. Es wäre mir ganz unmöglich gewesen, mit einem Winter zu enden, denn nur der Glaube an die Wiederkehr des Frühlings lässt mich leben.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Eintauchen in eine Einfachheit, die das Kostbarste war, was ich in meinem Leben erfahren durfte.

Ihre Maike Maja Nowak

Prolog – Wie ich nach Lipowka kam

Für viele Menschen in Ostdeutschland und Russland diente das Genre des Liedermachens dem emotionalen und geistigen Überleben. Die Säle waren voll, und oft musste ich Doppelvorstellungen geben, weil niemand ohne Karten nach Hause ging.

Meine Zeit als Liedermacherin begann 1981 mit den »Kieselsteinen«, meiner ersten Gruppe, setzte sich fort in einem Duoprogramm mit Norbert Bischoff und dann in Soloprogrammen, bei denen ich von dem Pianisten Rolf Hammermüller begleitet wurde oder mich selbst auf der Gitarre begleitete. Nach der Wende gab es ein letztes Aufleben mit meiner Gruppe »Herzsprünge«. Als wir darüber zu sprechen begannen, was dem Publikum gefallen könnte (in der Hoffnung, wir könnten so dem einsetzenden Publikumsschwund entgegenwirken), wusste ich, dass es vorbei war. In diesem Beruf war es für mich immer darum gegangen, Menschen einen ganz neuen Blickwinkel auf bekannte Dinge anzubieten, und nicht darum, mir zu überlegen, was ihnen gefallen könnte.

Durch die Belanglosigkeit des Überflusses, der plötzlich herrschte, und das Ausbleiben neuer Herausforderungen gelangte ich 1990 schließlich an einen emotionalen Tiefpunkt.

In dieser Phase meines Lebens erzählte mir eine Bekannte von zwei Russinnen, die ein außergewöhnliches Konzert geben sollten. So beschloss ich, zu diesem Konzert zu gehen, nicht ahnend, dass dieser Abend mein Leben verändern würde.

Die Namen der Dichter, deren Texte die Künstlerinnen Vera Ewuschkina und Lena Frolowa vertont hatten, waren mir allesamt bekannt: Anna Achmatowa, Ossip Mandelstam und Boris Pasternak. Allein einen Namen, der an diesem Abend immer wieder gefallen war, konnte ich nicht zuordnen: Marina Zwetajewa.

Später sollte ich erfahren, dass auch Vera und Lena erst einige Jahre zuvor in Berührung mit dieser Dichterin gekommen waren, die sowohl unter Stalin als auch unter dem kommunistischen Regime »nicht erwünscht« gewesen war. Erst mit Gorbatschow hatte Zwetajewa die Würdigung und Anerkennung erfahren, die ihr für ihre große sprachliche Begabung und ihre mutig gewählten Themen zustanden.

Seitdem lieben die Russen Zwetajewa mit einer Hingabe, die ich in Deutschland im Zusammenhang mit einem Dichter so nicht kenne. Zu Beginn meines Aufenthaltes in Moskau stand einmal im Bus ein russischer Arbeiter in blauem Overall auf und rezitierte ein Gedicht von ihr, woraufhin die Mitfahrenden begeistert applaudierten. Um fünf Uhr morgens wurden in Moskauer Radiosendern Gedichte rezitiert, abends im Fernsehen ebenso. Man stelle sich so etwas in der deutschen Medienlandschaft vor! Auch bei Zusammenkünften unter Freunden durfte das Rezitieren von Gedichten nie fehlen. Gedichte waren zu dieser Zeit in Russland noch »Brot für die Seele«.

In der Nacht nach dem Konzert der beiden russischen Künstlerinnen entdeckte ich zu Hause in meinem Fach für ungelesene Bücher einen Gedichtband von Marina Zwetajewa – in der deutschen Übersetzung von Elke Erb. Dunkel erinnerte ich mich, dass mir Ende der Achtzigerjahre mein damaliger Lebensgefährte dieses Buch mit den Worten geschenkt hatte: »Ich glaube, ihr seid euch ähnlich.« Nun stand ich auf meiner kleinen Lesetreppe und begann in den deutschen Nachdichtungen zu blättern.

Ich weiß nicht, wann ich mich auf die Treppe setzte. Morgens um 4:30 Uhr hörte ich die Vögel zwitschern. Ich hatte das Buch ausgelesen und ein emotionales Zuhause gefunden.

Zwetajewa gab mir die Worte, die ich in meiner damaligen Lebenssituation niemals gefunden hätte. Das künstlerische Wort unterscheidet sich von Tagebucheinträgen ja gerade durch seine besondere Reflexion. Dazu braucht es Abstand.

Mit der westdeutschen Mentalität verband mich bis zu diesem Zeitpunkt nichts, einfach deswegen, weil ich im Osten aufgewachsen war und immer dort gelebt hatte. Während meine neue Westberliner Freundin Anna ihre Ansichten und ihre Art zu leben behalten konnte, musste ich – wie jeder Ostdeutsche – erst ein Gefühl für das Neue, mir Unvertraute entwickeln und mein altes Leben irgendwie mit diesem vereinen. Eine künstlerische Sicht auf das Neue wäre mir deshalb in keiner Weise möglich gewesen, mir mangelte es einfach an der dazu nötigen Distanz. Ich war eine Liedermacherin, der plötzlich die Worte fehlten. Zwetajewa jedoch hatte sie. Ihre nuancierte Form der Trauer, die nie

ins Selbstmitleid abgeleitet, ihre Kraft zu lieben, ihr Ausdruck von Schmerz, ihr Aufbegehren, ihr Mut und ihre Unbestechlichkeit halfen mir.

Noch am selben Morgen setzte ich mich mit meiner Gitarre vor ein kleines Aufnahmegerät und vertonte eines ihrer Gedichte, das mir sofort nahegegangen war:

Du kannst die Glut der Sonne schwächen,
Lässt mich in deiner Hand Sterne sehn!
Ach, plötzlich bei dir einzubrechen,
Ein Windstoß, wenn die Türen offen stehn!

Um stammelnd meine Scheu zu zeigen,
Um hilfesuchend zu erröten: sieh!
Um aufzuschluchzen und zu schweigen,
Wie in der Kindheit, als man mir verzieh.¹
(2. Juli 1916)

Um 6:30 Uhr stand ich mit meinem fertigen Lied vor der Tür des Mannes, der mir das Buch geschenkt hatte und mit dem mich noch immer eine tiefe Freundschaft verband. Als Nachtmensch und Langschläfer augenscheinlich nicht sehr glücklich über die frühe Störung, öffnete er mir die Tür.

»Ich habe Zwetajewa entdeckt!«, rief ich voll Adrenalin.

Er wuschelte sich durch die Haare und sagte gähnend:
»Das wird ja auch Zeit.«

1 Aus dem Russischen von Waldemar Dege, zitiert nach Marina Zwetajewa: Ausgewählte Werke. Bd.1: Lyrik. Hrsg. Edel Mirowa-Florin. Verlag Volk und Welt, Berlin 1989, S. 47.

Einen Tag später beschloss ich, Russisch zu lernen, um Zwetajewa im Original vertonen zu können. Mein Schulrussisch lag zu diesem Zeitpunkt bereits sechzehn Jahre zurück, und ich konnte mich an gerade einmal fünf Vokabeln erinnern – »Guten Tag«, »Auf Wiedersehen«, »Ferien«, »Bitte«, »Danke«. Es blieben drei Wege: Theorie-Russisch an der Volkshochschule, Theorie-Intensivkurs in einer Sprachenschule oder Praxis-Russisch in Russland.

Eine Woche später ging ich nach Russland.

Der Mann, der mir das Buch einst schenkte, hatte mir den Kontakt zu seinen besten Freunden in Moskau gegeben. Diese besorgten mir eine Neubauwohnung zur Miete (in Dollar) am *Prjeobrazhenskaja plotshad'*. Wie ich später erfuhr, heißt dies übersetzt »Platz der Verklärung«. Ich bin noch heute erstaunt, wie gut mein damaliger Zustand zum Namen dieses Ortes passte. So blickte ich nach meiner Ankunft im Winter 1990 auf einen tiefverschneiten Platz vor meinem Fenster im zwölften Stock und sah Kindern beim Rodeln von einem kleinen Hügel zu. Mich durchfuhr ein seltsam erregendes Gefühl des Fremdseins. Vielleicht fühlen Kinder so, wenn ihnen die Bezeichnung für etwas noch fehlt.

Stellen Sie sich vor, Sie sehen einen Gegenstand, können ihn aber nicht benennen. Sie werden ihn genau betrachten. Seine Farbe. Seine Form. Sein Material. Seine Besonderheit. Sobald Sie aber seinen Namen und seine Funktion erfahren, ist dieser unverbrauchte Blick verschwunden.

Da auch mir die russischen Begriffe für »Kinder«, »Schnee«, »Straße«, »Bäume«, »Hügel«, »Schlitten«, »Freudenschrei« fehlten, hatte ich das Gefühl, etwas ganz Neues zu erleben.

Ich traf Vera wieder, die Künstlerin, auf deren Konzert ich in Berlin gewesen war. Sie sollte in Russland der wichtigste Mensch für mich werden. Nach kurzer Zeit stellte Vera mich ihrer Freundin Elena (Lena) Kamburowa vor, der damals beliebtesten Sängerin Russlands. Lena wiederum war befreundet mit Bulat Okudschawa (gest. 1997), zu diesem Zeitpunkt der bekannteste Liedermacher Russlands. Über diese Künstler – Vera, Lena und Bulat – fand ich nun schnell Zugang zur Bühne.

Sie unterstützten meine ersten Vertonungen der Originalgedichte Zwetajewas. Ein Dolmetscher übersetzte sie mir nicht nur Wort für Wort, sondern klärte mich auch über die poetische Bedeutung der Begriffe auf, die im Russischen häufig eine andere ist als im Deutschen. So verwendet Zwetajewa das Wort Schnee sehr oft, um Unberührtheit oder einen Neuanfang zu kennzeichnen, während es im Deutschen eher mit (Gefühls-)Kälte assoziiert wird.

Ich begann, Zwetajewas Poesie in Musik zu kleiden wie eine Architektin, die Statik, Schönheit, Verwendung, Zusammenhänge und Lebensgefühl vereinen muss. Zwetajewa war selbst bereits eine Musikerin mit Worten gewesen. Der Klang ihrer Gedichte ist so selbstverständlich vorgegeben, dass ich die Harmonien auf der Gitarre und meinen Gesang nur noch darüberlegen musste wie einen Mantel.

In ihrem Gedicht »*Rasluka*« (»Abschied«) zum Beispiel, in dem der Abschied wie eine Person vor ihr auftaucht, beginnt sie mit langsamen, ruhigen Versen und Tönen. Von Strophe zu Strophe schleichen sich kürzere, dumpfere, schärfere Laute ein, zum Schluss eskaliert das Ganze in einem Dauerzischen von Worten und geht in einem Schluch-

zen unter, als Zwetajewa begreift, dass dieser Abschied nicht vor ihr steht, sondern in ihr selbst ist. Der Begriff *Rasluka* hämmert zwischen den Worten einen Rhythmus, der sich immer mehr verdichtet. Dieses Gedicht lässt mir bis heute das Mark gefrieren und das Herz brennen.

Ich begann auch, Zwetajewas Leben zu studieren. Ich reiste an Orte, an denen sie einmal gewohnt hatte, besuchte immer wieder das Zwetajewa-Museum in Moskau und verschlang Literatur über sie.

Vor meinem ersten Konzert in Russland hatte ich einen Traum: Während ich singe, entdecke ich plötzlich Zwetajewa mit verschränkten Armen im Publikum. Ich starre sie an wie das Kaninchen die Schlange und rechne mit dem Schlimmsten. Zwetajewa senkt mit sehr ernstem Blick den Kopf und nickt dreimal bedächtig. Ihre Arme bleiben dabei verschränkt.

Ich erzählte Vera von dem Traum. Sie schlug mir mit der Hand begeistert auf die Schulter und rief: »Wenn Zwetajewa genickt hat, dann wird dein Konzert gut.«

Obwohl ich eine ungläubige Ostdeutsche war, sollte sie recht behalten. Die russischen Konzertbesucher billigten meine Form, mit ihrer Dichterin umzugehen. Von nun an gab ich Konzerte in Russland. Zwischendurch bat Vera mich regelmäßig, doch einmal mit ihr in ein Dorf zu kommen, das nach ihren Worten ihr »Wunschzuhaus« darstellte. Sie hatte auf abenteuerlichen Wegen dorthin gefunden und drei Jahre zuvor ein Haus in dem Dorf gekauft. »Meine Familie lebt dort«, sagte sie vorwurfsvoll, als ich wieder einmal ablehnte.

Vera ist ein Waisenkind und bei ihrer Großmutter aufgewachsen, die starb, als Vera sechs Jahre alt war. Die *Babuschkas* (Großmütter) des neuen Dorfes seien nun Familienersatz für sie. Und es lebten, wie sie mir erzählte, bis auf ein paar wenige *Djeduschkas* (Großväter), nur Großmütter im Dorf, das insgesamt sechshundachtzig Einwohner zählt.

Eine Strategie von Vera bestand darin, mir immer wieder Fotos des Dorfes zu präsentieren. Dass diese gut gemeinte Methode bei mir genau den gegenteiligen Effekt hervorrief, entging ihr vollkommen. »Das ist mein Haus«, sagte sie und zeigte mir eine winzige Blockhütte. »Ein Zimmer«, fügte sie stolz hinzu, was mich erheiterte, denn ein Haus mit weniger als einem Zimmer habe ich noch nie gesehen.

Ich schwankte zwischen Rührung und Panik vor dem, was mir eventuell bevorstand. Veras Stolz und die Liebe, mit der sie von diesem Dorf sprach, sowie ihre Zuneigung zu den Großmüttern bewegten und befremdeten mich zugleich. Ich liebte einen Ort weder so sehr, dass ich in dieser Weise von ihm sprechen konnte, noch hatte ich je eine Großmutter um mich gehabt. Alte Menschen kannte ich nur vom Sehen, Berührungen mit ihnen waren mir nicht vertraut. Für mich war Veras Dorf vor allem ein Ort mit Menschen, von denen der jüngste fünfundsechzig und der älteste hundertdrei Jahre alt war, wie sie mir erzählt hatte. Ein Dorf, von dem ich den Rückweg nach Moskau allein niemals finden würde, wenn ich von dort wieder weg wollte. Und ich spürte bereits jetzt einen starken Fluchtinstinkt.

Die alten Frauen auf den Fotos blickten ernst in die Kamera. Sie hatten die Arme vor der Brust verschränkt und

ihre Gesichter glichen Gesetzbüchern. Jede Falte war ein mir unbekannter Paragraph. In den Zäunen um die Häuser war alles verbaut, was seinen Zweck erfüllte – Eisengitter, Stöcke, Latten und Bretter. Die Holzhäuser standen schief in der Landschaft wie sinkende Schiffe. Offenbar waren sie den Gezeiten des Sandbodens ausgeliefert.

Auf einem anderen Foto versuchte ein rotnasiger Dje-duschka, auf dem Bock eines Pferdefuhrwerks die Balance zu halten. Mit einer Hand hielt er sich am Wagen fest, mit der anderen schlug er mit den Zügeln auf ein klapperdürres schwarzes Pferd ein. Das Fuhrwerk hatte Holzräder und war damit tief in den Sand eingesunken.

Ich war ratlos. Was sollte ich an einem solchen Ort? Ich, eine bewegte Leipziger Stadtpflanze. Eine quirlige Wahl-Berlinerin. Eine betriebsame Moskau-Erforscherin. In der Stille. Mit alten Menschen. Ohne »was los« drumherum.

Ich hatte Angst.

»Zehn Tage«, sagte Vera. »Mindestens zehn Tage, sonst lohnt es sich nicht.«

Als ich mich unserer Freundschaft zuliebe geschlagen gab, wurde es einfacher. »Zehn Tage gehen vorbei«, sprach ich mir Mut zu. »Mit meinen neunundzwanzig Jahren werde ich es als eine Art Lebenserfahrung nehmen.«

»Sterben werde ich sicher nicht«, lautete ein Satz, der ebenfalls Trost spendete.

An einem heißen Augusttag kauft Vera auf einem *Rynok* (Markt) Konfekt, Taschenlampen und Rasierer, Konserven, Kaffee, Kerzen und allerlei mehr. Mein Rucksack ist klein. Ich schnalle ihn mir vor die Brust. Auf dem Rücken habe

ich ebenfalls eine Art Rucksack. Vera bat mich, die riesige unförmige Kugel zu tragen, sie gleicht derjenigen auf ihrem eigenen Rücken.

Mein Russisch ist zu dieser Zeit noch zu schlecht, um bereits alles verstehen zu können, aber zu gut, um nicht fatalerweise oft zu denken, ich hätte alles verstanden. So fühle ich mich nun von Veras Worten »Zug«, »Fluss«, »Dorf«, »Wald« und »nicht weit weg« bereits ausreichend informiert. Meiner Meinung nach fahren wir auf Veras *Datscha* in einen Vorort von Moskau. Dort erwartet uns das Dorf, das an einem Fluss am Waldrand liegt. Wenngleich sich diese Beschreibung für mich nach viel zu viel Natur anhört (ich atme ja sonst nur Bühnenluft und Zigarettenrauch), schwimme ich doch sehr gern und bin daher zumindest über die Existenz des Flusses froh.

Um 18 Uhr steigen wir in den Zug. Die Endstation sei weit entfernt, und so gebe es im Zug nur Liegeplätze, wie Vera mir erklärt. Wir reisen in einem offenen Liegewagen mit weiteren vierzig Reisenden. Ich deponiere meine Rucksackkugel auf der unteren Pritsche, dann hieven wir gemeinsam Veras Kugel in ein Regal über der oberen Pritsche. Vera ruft mir im Weggehen noch etwas zu, aber ich verstehe es nicht. Ich setze mich auf die untere Pritsche und behalte meinen kleinen Rucksack auf dem Schoß.

Nach kurzer Zeit kehrt Vera zurück, sie trägt Bettwäsche über dem Arm. Meine Augen weiten sich.

»Wofür?«, frage ich – vage hoffend, Vera möge mit ihrer Antwort meine Befürchtungen zerstreuen.

Stattdessen holt sie von der oberen Pritsche eine zusam-

mengerollte Matratze, eine Decke und ein Kissen herunter.
»Zum Schlafen«, sagt sie und gibt mir Bettwäsche.

»Aber wie weit ist es denn?«

»Nicht weit«, wiederholt sie noch einmal ihre frühere Aussage. »Wir sind bereits morgen früh um 5 Uhr da.«

Verdrossen und vor allem auch ängstlich, wo ich landen werde, beziehe ich mein Bett. Um uns herum wird zu Abend gegessen, es herrscht eine entspannte Stimmung, und nachdem der Nachbar uns Wodka angeboten hat, beginne ich mich in mein Schicksal zu fügen.

Plötzlich geht das Zugradio aus, und das Licht wird gelöscht.

»Oh, schon 22 Uhr«, sagt Vera.

»Was heißt das?«, frage ich.

»Wir haben kein Licht mehr«, antwortet sie.

»Aber wir müssen das Licht noch einmal anmachen, ich muss meine Kontaktlinsen herausnehmen.« Ich gerate in Panik. Meine Linsen sind nach jahrzehntelangem Brilletragen meine einzige kostbare Errungenschaft aus dem westlichen Deutschland. Ich hüte sie wie meinen Augapfel, denn in gewisser Weise sind sie ja genau das. Ich bin im Einsetzen und Herausnehmen jedoch noch so ungeübt, dass ich es – wenn weder die Linsen noch ich selbst Schaden nehmen sollen – nur vor einem Spiegel kann.

»Hier geht jetzt kein Licht mehr an«, sagt Vera. Tatsächlich findet sich nicht einmal eine kleine Leselampe. »Du kannst auf die Toilette gehen«, kommt ihr dann der rettende Einfall.

Vor der Toilette steht eine Schlange von ungefähr zehn Menschen. Viele von ihnen haben ein Zughandtuch um den

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Maïke Maja Nowak

Wanja und die wilden Hunde

Mein Leben in fünf Jahreszeiten

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 336 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-39213-1

Mosaik Verlag

Erscheinungstermin: Februar 2012

Außergewöhnliche Lektüre für alle, die mehr verstehen wollen von Hunden und Menschen

Maïke Maja Nowak, die Autorin von »Die mit dem Hund tanzt«, geht dorthin zurück, wo alles begann: in die Vergangenheit, in der sie sich, Hunde und Menschen sehen lernte, zu einem Ort, an dem sie noch einmal Kind sein und Wesentliches erfahren durfte. Im russischen Dorf Lipowka, benannt nach den Linden, lebt Maja Nowak mit den Bauern fast abgeschnitten von der Welt. Und doch tut sich dort ein wahres Universum für sie auf, voll Einfachheit, Liebe und Nähe. Es finden sich zuerst Wanja, dann nach und nach neun weitere Hunde an ihrer Seite ein. Sie und die Bauern erobern ihr Herz und werden Lehrmeister für ihr weiteres Leben.

In faszinierender Weise beschreibt Maja Nowak das wunderbare Zusammenspiel von Hunden und Menschen an einem einzigartigen Ort. Ein spannendes Buch, warmherzig und humorvoll geschrieben. Ein Buch für alle, die das Leben lieben.

Die »Kleine Hundekunde« am Schluss des Buches ist ein Schatzkästchen für jeden, der mit Hunden leben oder sie kennenlernen will.